

Der Spiegel 19.4.04

Der Stammtisch hat doch Recht

In seinem Kinodebüt "Schultze Gets the Blues" schickt Michael Schorr einen Frührentner aus Sachsen-Anhalt in die Sümpfe Louisianas.

Eine Viertelstunde des Films ist schon vorüber, da spricht der Held den ersten Satz. Schultze (Horst Krause), früh pensionierter Bergarbeiter in einem Dorf nahe der Saale, sitzt mit seinen Kumpels in der Kneipe, schüttelt den Kopf und sagt entschlossen: "Ich fahr da nicht hin."

Dabei könnte er endlich hinaus in die Welt: nach New Braunfels, die US-Partnerstadt des sachsen-anhaltinischen Provinznestes. Doch weil Schultze es zeitlebens gewohnt ist, auf engstem Raum zu arbeiten und zu leben, bekommt er auf einmal Angst vor der Weite.

In seinem Spielfilmdebüt "Schultze Gets the Blues" erzählt Regisseur Michael Schorr, 38, von einem Mann, der die Muttererde auch von unten kennt und sich deshalb besonders schwer tut, sie zu verlassen. Weil er aber schließlich einsieht, dass er etwas Besseres als den Tod überall findet, macht er sich dann doch auf den Weg nach Amerika.

Dieser Story gleicht die Erfolgsgeschichte des für 1,3 Millionen Euro gedrehten Films in verblüffender Weise: Entstanden in der ostdeutschen Provinz, feiert "Schultze Gets the Blues" weltweit Triumphe und wird nun kurioserweise von einem amerikanischen Großverleih in die deutschen Kinos gebracht.

Zuvor hatte er unter anderem einen Regiepreis beim letztjährigen Festival von Venedig gewonnen. Damit ist er nach "Good Bye, Lenin!" und "Schussangst" bereits der dritte deutsche Film, der im Osten Deutschlands nach der Wende spielt und international reüssiert. Zusammen haben diese drei Produktionen innerhalb von sechs Monaten wohl mehr bedeutende internationale Auszeichnungen erhalten als das gesamte deutsche Kino in den vergangenen zehn Jahren. Für Filmemacher sind die neuen Länder zurzeit offenbar eine einzige blühende Landschaft.

Und so sieht sie aus: eine Abraumhalde, an deren Rand Schultze in einem heruntergekommenen Häuschen wohnt; davor ein Garten, dessen Pflanzen wohl Tag für Tag vom Kohlenstaub befreit werden müssen, damit sie atmen können. Ausgerechnet hier will das deutsche Kino, dem seit Jahren vorgeworfen wird, seine Figuren allzu willkürlich von ihren Lebensräumen zu trennen, Wurzeln schlagen?

Keine Frage: Falsche, oberflächliche Weltläufigkeit ist die wahre Provinzialität. Deshalb schauen sich der Pfälzer Schorr und sein mecklenburgischer Kameramann Axel Schnepf die Heimat ihres Helden, die er schließlich verlässt, genau an. Mit den neugierigen und scharfsichtigen Blicken von Pionieren erkunden sie die ostdeutsche Region.

Immer wieder verdichten sie die Welt ihrer Figuren zu Stillleben: Da steht ein Wasserkocher im Stollen, daneben ein Topf, in dem ein paar Würstchen darauf warten, verzehrt zu werden; da sind neben einer Garagenauffahrt verschiedenfarbige Mülltonnen aufgereiht, vor ihnen schimmert der rötliche Pflasterstein des blitzblank gekehrten Bürgersteigs.

Schorr erkennt im vermeintlich Vertrauten das Fremde. So entdeckt er noch im kleinsten Detail große Aussagekraft: Ja, sagt sich der Zuschauer immer wieder, genau so sieht Deutschland aus, so fühlt es sich an, so riecht es und so schmeckt es.

Ruhig betrachtet Schorr einen Veranstaltungssaal, der sich von den Deckenlampen bis zum Bodenbelag seit Jahrzehnten kaum verändert hat. Dann belebt sich das Bild, Menschen treten auf, setzen sich an die Tische, fangen an, Schach zu spielen - die teilweise von Laien aus der Region gespielten Figuren sind in diesen Räumen aufgewachsen und wirken auf Anhieb authentisch.

Wenn Schultze mit seinen beiden Freunden Jürgen (Harald Warmbrunn) und Manfred (Karl-Fred Müller) in der Kneipe sitzt, weiß man, was ein Stammtisch ist - wie festgedübelt wirken die drei. Zugleich rehabilitieren sie diesen schlecht beleumundeten Ort mit lakonischem Witz. Und wenn der eine den anderen als "Saupreuß" beschimpft und dafür ein "Sachsenarsch" erntet, wird einem klar, wie selten sich Figuren in deutschen Filmen zu ihrem Regionalstolz bekennen dürfen.

Und doch wirkt die Heimat in "Schultze Gets the Blues" oft auch wie ein Gefängnis: Fast ausschließlich in starren, sehr genau austarierten Einstellungen inszeniert Schorr die Lebensräume der Figuren. Bewegungen werden stets sorgfältig durch Ruhe gerahmt: Da radeln Männer und rasen Züge durchs Bild, da schwebt der Flügel eines Windrades langsam von oben nach unten - doch die Welt drum herum bewegt sich keinen Deut.

Wenn die Kamera den Kopf ihres Helden beim Dorffest umkreist, wirkt diese Bewegung fast wie eine Erdumkreisung - und nimmt Schultzes Reise schon vorweg. Denn statt der Polka, die er auf diesem Fest schon als Kind gespielt hat, entlockt er seinem Akkordeon plötzlich Südstaaten-Musik und spielt das in einem so frenetischen Tempo, als wolle er der Welt ein für alle Mal jeglichen Müßiggang abgewöhnen.

Innerlich ist Schultze in diesem Moment schon zu neuen Horizonten aufgebrochen. So kann Schorr darauf verzichten, den Flug seines Helden in die USA und die Ankunft in der Neuen Welt zu zeigen. Die Kamera gleitet stattdessen sofort über die Sümpfe Louisianas und gibt dem Zuschauer jenes Gefühl von Weite, das auch Schultze mehr und mehr als befreiend empfinden wird.

von Lars-Olav Beier